



Leseprobe

Jeffery Deaver
Blinder Feind
Thriller

"Pflichtlektüre für Spannungsjunkies!"
Kölner Illustrierte, Februar 2015

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 19. Januar 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Am Anfang steht der Tod

Noch vor wenigen Stunden ahnte die New Yorker Büroangestellte Gabriela McKenzie nicht, dass ihr Leben bald einem Alptraum gleichen würde. Doch jetzt ist ihr Chef verschwunden, und ein skrupelloser Gangster verlangt von ihr eine halbe Million Dollar und die Herausgabe der mysteriösen »Oktoberliste« – sonst stirbt ihre kleine Tochter. Helfen kann Gabriela nur der attraktive Daniel Reardon, der Erfahrung mit Entführungsfällen hat. Kurze Zeit später befinden sich die beiden auf der Flucht – und niemand weiß, wer am Ende mit dem Leben davonkommen wird ...



Autor

Jeffery Deaver

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat der von seinen Fans und den Kritikern gleichermaßen geliebte Jeffery Deaver sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher, die in 25 Sprachen übersetzt werden und in 150 Ländern erscheinen, haben ihm zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht.

JEFFERY DEAVER

Blinder Feind

Buch

Als Gabriela McKenzie, Büroleiterin einer kleinen New Yorker Investmentfirma, eines Morgens in der Arbeit eintrifft, muss sie feststellen, dass ihr Chef spurlos verschwunden ist und offenbar große Geldsummen von Investoren hat mitgehen lassen. Nur wenig später verwandelt sich ihr Leben in einen Albtraum, denn ein Mann namens Joseph teilt ihr mit, dass er ihre kleine Tochter in seiner Gewalt habe. Er verlangt von Gabriela eine halbe Million Dollar und eine mysteriöse Liste mit streng vertraulichen Namen und Daten – die Oktoberliste –, wenn sie Sarah lebendig wiedersehen will. Die Lage scheint aussichtslos – wie soll Gabriela Josephs unmögliche Forderungen erfüllen? Doch in einer Hotelbar lernt sie durch Zufall den attraktiven Daniel Reardon kennen. Er hat Erfahrung mit solchen Fällen, da er bereits zahlreiche Verhandlungen mit Entführern geführt hat, um die Freilassung von im Ausland gekidnappten Geschäftsleuten zu erwirken, und er hat Freunde, die er ebenfalls für Gabrielas Schutz mobilisiert. Auf der Flucht vor der Polizei, die keinesfalls von der Entführung erfahren darf, beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit, um die Oktoberliste zu finden, Gabrielas Tochter zu retten und den unbekanntem Feind zur Strecke zu bringen.

Autor

Jeffery Deaver, Jahrgang 1950, hat sich seit seinem großen Erfolg als Schriftsteller aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in North Carolina und Kalifornien. Für seine Romane – die in 150 Ländern erscheinen und bislang in 25 Sprachen übersetzt wurden – wurde Deaver mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Ian Fleming Steel Dagger der »Crime Writers Association of Great Britain«. Die Verfilmung seines ursprünglich unter dem Titel *Die Assistentin* erschienenen Romans *Der Knochenjäger* mit Denzel Washington und Angelina Jolie war ein weltweiter Kinoerfolg. Sowohl Jeffery Deavers Thriller um das Ermittlerpaar Lincoln Rhyme und Amelia Sachs als auch die Reihe um die Kinesikspezialistin Kathryn Dance erfreuen sich einer riesigen Fangemeinde.

Jeffery Deaver

Blinder Feind

Ein rückwärts erzählter Thriller

Mit Fotografien des Autors

Deutsch von Fred Kinzel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *The October List*
bei Grand Central, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
für dieses Buch liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Februar 2015
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Jeffery Deaver, 2013
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Blanvalet, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Fotografien im Buch © Jeffery Deaver
Umschlaggestaltung: www.bucrosued.de
Umschlagmotiv: Getty Images/Photographer's Choice/David Muir
AF · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38407-5

www.blanvalet.de

*Das Leben lässt sich nur rückwärts verstehen,
doch es muss vorwärts gelebt werden*

Søren Kierkegaard

Kapitel 36

Sonntag, 18.30 Uhr

Sie stand am Fenster der Wohnung in Manhattan und spähte durch einen Schlitz im Vorhang. Ihre Hände zitterten.

»Sehen Sie jemanden?«, fragte der Mann auf der anderen Seite des Zimmers. Seine Stimme klang nervös.

»Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht.« Gabriela zog die dicken Stoffbahnen zusammen, als fürchtete sie, jemand könnte die Fenster mit einem Fernglas absuchen. Oder mit dem Zielfernrohr eines Scharfschützengewehrs. Ihre Körperhaltung war angespannt. »Natürlich habe ich vorhin auch niemanden gesehen. Bis es zu spät war.« Sie murmelte erregt vor sich hin. »Ich wünschte, ich hätte eine Waffe. Ich würde sie benutzen. Wenn da jemand ist, ich schwöre bei Gott, ich würde sie benutzen.«

»Aber wer sollte da sein?«, fragte Sam Easton.

Sie wandte sich vom Fenster ab und trat rasch einen Schritt auf ihn zu. »Wer? Es könnte jeder sein. Wie es aussieht, will wirklich alle Welt diese verdammte Oktoberliste haben!«

»Woher sollte jemand wissen, dass Sie hier sind?«

Gabriela lachte bitter. »Ich scheine keinerlei Geheimnisse mehr zu haben.« Sie zögerte, dann spähte sie widerstrebend erneut nach draußen. »Ich kann es einfach nicht sagen. Ich dachte, da wäre jemand. Aber im nächsten Augenblick war er verschwunden. Ich ...« Sie flüsterte plötzlich wie von Sinnen: »Der Riegel!«

Sam legte den Kopf schief und sah sie an.

Mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen fragte Gabriela:

»Habe ich ihn vorgeschoben?« Sie lief rasch aus dem Wohnzimmer in den Flur hinaus und kam einen Augenblick später zurück. »Nein, alles in Ordnung. Es ist abgesperrt.«

Sam nahm nun ihren Platz am Fenster ein und sah hinaus. »Ich sehe Schatten, ich sehe Bewegung. Aber ich bin mir nicht sicher. Könnte eine Person sein, könnte auch nur ein Baum sein, der sich im Wind bewegt. Die verdammte Straßenlaterne vor dem Gebäude brennt nicht.« Er warf Gabriela einen Blick zu. »Hat sie zuvor funktioniert?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Kann sein. Wie könnte jemand eine Straßenlaterne abschalten?«

Sam antwortete nicht. Er entfernte sich ebenfalls von dem Schlitz zwischen den Vorhängen, durchquerte das Zimmer und setzte sich auf einen gepolsterten Lederhocker nicht weit von ihr. Sie hatte zuvor schon bemerkt, dass er gut in Form war, aber nicht so deutlich gesehen, wie schlank seine Hüften, wie breit seine Schultern waren. Sein Sakko und das weiße Hemd spannten über den Muskeln.

»Herrgott, wie ich das hasse!«, tobte Gabriela. »Sarah ... was macht sie durch? Was denkt sie? Was ...?« Die Stimme versagte ihr. Dann atmete sie langsam aus und ein. »Wie lange noch, glauben Sie, bis wir Bescheid wissen?« Daniel und Andrew waren vor etwa einer halben Stunde aufgebrochen, um Joseph zu treffen.

Sie wischte sich einen Tropfen Blut von der Unterlippe.

»Schwer zu sagen«, antwortete Sam. »Joseph verfolgt seine eigenen Absichten. Als ... Er ist in der Position, in der er so ziemlich alles bestimmen kann.«

Gabriela wusste, er hatte »als Entführer« sagen wollen, dann aber offenbar beschlossen, sie nicht weiter dadurch aufzuregen, dass er es aussprach.

Gabriela atmete langsam aus und drückte gegen ihren Brustkorb. Sie stöhnte leise. »Ich hasse diese Warterei.«

»Die beiden kriegen das schon hin«, sagte Sam unbeholfen.

»Ja, meinen Sie?«, fragte sie flüsternd. »Joseph ist ein Verrückter. Unberechenbar. Ich habe keine Ahnung, was er tun wird.«

Schweigen legte sich wie ein Nebel auf den schwach beleuchteten Raum, ein von zwei Fremden erzeugtes Schweigen, die darauf warteten, etwas über das Schicksal eines Kindes zu erfahren.

»Wann genau ist es passiert?«, fragte Sam. Sein Anzug war nicht zugeknöpft, das Hemd, das er ohne Krawatte trug, war gestärkt und glatt wie Spachtelmasse.

»Wann Joseph sie entführt hat?«, fragte Gabriela. Sie scheute sich nicht, das Wort zu benutzen. »Gestern. Samstagvormittag.«

Eine Ewigkeit her. Das war der Ausdruck, der ihr in den Sinn gekommen war, aber sie benutzte ihn nicht vor diesem Mann, den sie erst seit ein paar Stunden kannte.

»Und wie alt ist Sarah?«

»Sechs«, antwortete Gabriela. »Sie ist erst sechs.«

»Großer Gott.« Sams längliches, steintrockenes Gesicht ließ Abscheu erkennen. Er hatte ein Gesicht, das älter war als das der meisten Männer Mitte dreißig. Sein Unterkiefer bebte.

Gabriela nickte, ein Zeichen der Dankbarkeit für die Anteilnahme. »Ich hasse Sonntage«, sagte sie nach einer Pause.

»Ich weiß, was Sie meinen.« Sam ließ den Blick wieder auf ihr ruhen. Die neue schwarze Jeans, die sie auf der Flucht gekauft hatte, während sie mit Daniel durch die Straßen New Yorks gehetzt wurde. Sie saß schlecht. Ein unförmiges, unvoreilhaftes dunkelblaues T-Shirt. Er hatte ihr zerzaustes kastanienbraunes

Haar bemerkt und ein hageres Gesicht, dessen Make-up längst durch Tränen zerflossen war. Er ließ den Blick auch über ihre schmalen Hüften und den üppigen Busen wandern, hatte aber erkennbar kein sinnliches Interesse. Wie immer seine Vorlieben oder sein Beziehungsstatus aussehen mögen, dachte Gabriela, ich stehe bestimmt nicht sehr gut da.

Sie stand auf und ging in die Ecke des Zimmers zu einem schwarzen Rucksack, an dem noch das Preisschild baumelte. Sie öffnete ihn, entnahm ihm eine kleinere Sporttasche und holte aus dieser ein Knäuel Strickwolle, ein paar Nadeln und das Teil, an dem sie gerade arbeitete. Die Fäden waren tief grün und blau ...

Der Widerhall einer Liedzeile.

Es war eins ihrer Lieblingslieder.

Gabriela setzte sich wieder in den schäbigen purpurnen Plüschsessel in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen waren gerötet, ihre Haltung ließ Angst erkennen. Sie hielt die Wolle zwar in den Händen, aber noch begann sie nicht mit der rhythmischen, tröstlichen und so vertrauten Bewegung der roten Stricknadeln. Sie betupfte den Mund mit einem Papiertaschentuch. Betrachtete das Tuch, das weiß wie feinstes Leinen war, aber jetzt rot gefleckt. Die Nagelpolitur an ihren Fingern hatte einen ähnlichen Farbton.

Dann – *klapper, klapper, klapper* – strickte Gabriela fünf Reihen. Sie hustete mehrmals, hielt sich die Seite unterhalb der rechten Brust und schloss kurz die Augen. Sie schmeckte Blut, es schmeckte salzig, bitter, nach Kupfer.

Die Stirn sorgenvoll gefurcht, fragte Sam: »Sollten Sie nicht eine Notaufnahme aufsuchen, wenn es so blutet? Es sieht aus, als wäre es schlimmer geworden.«

Gabriela lachte kurz auf. »Das wäre wahrscheinlich keine gute

Idee. Hat Daniel Ihnen nicht gesagt, was heute Nachmittag passiert ist?«

»Ach so, natürlich. Daran habe ich nicht gedacht.«

»Ich werde damit leben müssen, bis ich Sarah zurückhabe. Dann lasse ich alles untersuchen. Höchstwahrscheinlich im Gefängnis-Krankenhaus.« Ein höhnisches Grinsen begleitete die letzte Bemerkung.

Sie sah sich wieder in dem Apartment um. Als sie vor zwei Stunden mit Daniel eingetroffen war, war sie so in Gedanken gewesen, dass ihr kaum etwas aufgefallen war. Davon abgesehen, dass die Wohnung mit abgenutzten Möbeln vollgestellt war und etwas Provisorisches verströmte, war sie düster, vor allem jetzt in der Dämmerung. Vermutlich war diese Atmosphäre auf die hohen Decken, die kleinen Zimmer und die graue Tapete zurückzuführen, die mit winzigen blassen Blumen bedruckt war. Ihr Blick ging zu dem schmiedeeisernen Kaffeetisch in der Mitte des Zimmers. Mit seinen spitzen Rändern sah er aus wie eine Waffe aus einem Science-Fiction-Film.

Schmerz ...

Der Tisch machte sie hochnervös. Aber wie so oft in den beiden vergangenen Tagen dachte sie: dein Ziel. Alles, woran du denken solltest, ist dein Ziel.

Sarah. Sarah zu retten ist dein einziges Ziel. Denk daran, denk daran, denk daran.

Sie wandte sich an Sam. »Arbeiten Sie viel mit Daniel?«, fragte sie.

»Wir unterhalten seit fast sieben Jahren eine Beziehung mit ihm und dem Norwalk Fund«, erwiderte Sam.

»Wie viele Leute haben ihm schon gesagt, dass er wie dieser Schauspieler aussieht?« Sie dachte an Freitagabend zurück – konnte es wirklich erst zwei Tage her sein? –, als sie Daniel

kennengelernt hatte. Dann dachte sie an später am Abend, an seine feuchte Stirn und darunter die blauen Augen, die zugleich entspannt und intensiv blickten.

»Sehr viele«, sagte Sam und rieb sich den kahlen glänzenden Schädel. »Ich selbst werde nicht oft gefragt, ob ich dieser oder jener Schauspieler bin.« Er lachte. Vielleicht hatte er doch so etwas wie Humor.

»Und der Chef Ihrer Firma, Andrew – wie war sein Nachname gleich noch?«

»Faraday.«

»Ein faszinierender Mann«, sagte Gabriela. »Ich habe noch nie gehört, dass sich jemand auf so etwas spezialisiert.«

»Es gibt nicht viele Unternehmen, die das tun, was wir tun. Er hat sich einen Namen gemacht. Reist überall auf der Welt herum. Fliegt mindestens hunderttausend Meilen im Jahr.«

Sie strickte eine weitere Reihe Blau und Grün. *Klapper, klapper.*

»Und *Ihr* Job, Sam?«

»Ich bin jemand, der im Hintergrund wirkt. Der Einsatzleiter des Unternehmens.«

»Wie ich«, sagte sie. »Ich manage das Büro meiner Firma und ...« Sie verstummte und stieß ein freudloses Lachen aus. »Ich *habe* es gemanagt. Bevor das alles passiert ist.« Sie seufzte, tupfte sich erneut den Mund ab und untersuchte das Taschentuch, dann strickte sie weiter, als hätte sie es einfach satt, schlechte Nachrichten zu erhalten. Sie sah Sam spöttisch an. »Und Babysitter gehört zu Ihrer Aufgabenbeschreibung?«

Er öffnete den Mund, wie um zu protestieren, aber dann grinste er nur. »War es so offensichtlich?«

»Es gab nur einen vernünftigen Grund, Sie in die Geschichte

mit hineinzuziehen: Sie sollen dafür sorgen, dass ich den beiden nicht in die Quere komme.«

»Daniel und Andrew verhandeln mit einem Kidnapper über die Freigabe Ihrer Tochter. Was würden Sie tun, wenn Sie dabei wären?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Joseph verdammt noch mal die Augen auskratzen.«

»Genau das hat sich Daniel auch gedacht. Besser, wenn Sie hierbleiben.«

»Und falls ich mich davonschleichen wollte, um an dem Treffen teilzunehmen, wie würden Sie mich aufhalten?«

»Ich würde wahrscheinlich betteln.«

Sie lachte.

»Was wissen Sie über Joseph?«, fragte Sam.

Das Lächeln verschwand wie Wasser auf ausgedörrter Erde. »Er ist ein Monster, ein Sadist.« Sie warf einen Blick zu der Drogerietasche, hinter deren weißem Kunststoff ein Blutfleck erkennbar war.

Sam bemerkte ihn ebenfalls. »Daniel hat mir davon erzählt. Unglaublich. Wer tut so etwas?«

Sie schloss kurz die Augen und furchte die Stirn. »Joseph ist groß und einschüchternd. Ein Tyrann, ein Schläger. Aber wissen Sie, was noch schlimmer ist? Er hat diese verrückte Seite an sich. Sein Haarschnitt etwa. Er hat sehr dichtes blondes Lockenhaar, und er fettet es ein oder macht sonst was damit. Es ist unheimlich. Er grinst viel. Und er hat – wie soll ich sagen? – er hat so einen Tonfall drauf beim Sprechen. Sie haben ihn über die Telefonlautsprecher gehört. Dieses Höhnische und übertrieben Fröhliche.«

»Wissen Sie, wie er sich anhörte? Wie diese Figur aus einem der Batman-Filme. Die von Heath Ledger gespielt wurde.«

»Ja, Sie haben recht. Genau. Der Joker.«

Plötzlich ballten sich Gabrielas Fäuste um ihr Strickzeug, als wollte sie das angefangene Teil zerreißen. Nach einem Moment war es dann, als würde die Luft aus ihr entweichen, sie ließ den Kopf und die Schultern hängen. »Himmel, was für ein Albtraum, dieses Wochenende.« Ein armseliges Lächeln trat auf ihre Lippen. »Vor zwei Tagen war ich eine Mutter mit einer Arbeit, die mir Freude machte. Ich hatte Daniel gerade kennengelernt, und es hat wirklich gefunkt zwischen uns. Und jetzt? Meine Tochter wurde entführt. Daniel und Ihr Boss sind womöglich auf dem Weg, erschossen zu werden. Die Polizei ist hinter mir her, und ich habe ... ich habe heute ein paar schreckliche Dinge getan. O Gott ...«

Sie wies mit einem Kopfnicken in Richtung Fenster. »Und offenbar ist Joseph nicht der Einzige, um den wir uns Sorgen machen müssen. Diese gottverdammte Oktoberliste. Warum musste sie ausgerechnet mir in den Schoß fallen?«

»Es wird alles gut«, sagte Sam, aber sie wussten beide, dass es lediglich eine Floskel war.

Nach einem Moment fragte Gabriela: »Warum tut Daniel das alles für mich? Jeder andere wäre längst abgehauen.«

»Warum? Er hat ein persönliches Interesse an den Geschehnissen.«

»Welches?«

»Sie.«

»Mich?«

Sam lächelte. »Er mag Sie. Das hat er mir jedenfalls gesagt ... Und er hat gesagt, ich soll es Ihnen nicht verraten.«

Sie stellte sich Daniels kurz geschnittenes schwarzes Haar vor, sein markantes Kinn, die funkelnden blauen Augen.

Der Schauspieler ...

Sie spürte das Kribbeln tief in ihrem Bauch. Sie hatte eine Erinnerung von seinen Lippen auf ihren, von der Nähe seines Körpers. Wie er roch, wie er schmeckte. Die Feuchtigkeit auf seiner Stirn und auf ihrer. »Ich mag ihn auch.«

»Die Sache ist die«, sagte Sam und beugte sich auf seinem Lederhocker nach vorn. »Klar ist, Daniel sieht gut aus, er ist reich und ein netter Kerl. Viele Frauen bemerken das und denken: Jackpot. Aber es interessiert sie nicht, wer er in seinem Innersten ist. Nichts verbindet sie mit ihm. Daniel sagte, bei Ihnen und ihm hat es gefunkt, *bevor* Sie wussten, dass er das Boot, die schicken Autos und das viele Geld hat.«

»Ja, unsere erste Begegnung war nicht gerade die romantischste in der Geschichte der Beziehungen zwischen zwei Menschen.« Sie sah Sam vorsichtig an. »Okay, er mag mich. Aber er tut das alles auch wegen der Sache, die in New Hampshire passiert ist, oder?«

»Er hat Ihnen davon erzählt?« Sam wirkte überrascht.

»Das hat er, ja. Klang ziemlich übel.«

Ein Nicken. »O ja. Hat seine ganze Sicht auf das Leben verändert. Und es stimmt, wahrscheinlich ist das wirklich einer der Gründe, warum er Ihnen hilft. Eine Art Wiedergutmachung für das, was passiert ist. Das war hart. Mit seinen Kindern mittendrin und allem.«

»Ja.«

»Daniel erzählt nicht jedem von New Hampshire. Eigentlich kaum jemandem.«

Sie blickte auf ihr Strickzeug, auf das Geflecht aus Farben. »Es ist so verdammt riskant, was er und Andrew tun. Sie haben es heruntergespielt, aber ...« Sie zog ihr Handy aus der Tasche des Sweatshirts, blickte auf das Display und steckte es wieder ein.

»Und?«

»Nichts.« Ein Seufzen. Sie stand auf, ging zur Bar und schenkte sich Rotwein ein. Sah Sam an und zog die Augenbrauen in die Höhe. Sam nickte. Sie füllte ein Glas für ihn und ging damit zur Couch zurück. Sie tranken einen Schluck. Kein Anstoßen und kein Trinkspruch natürlich. Nicht jetzt.

Gabriela setzte sich und führte das Glas zum Mund, doch dann trank sie nicht, sondern atmete hörbar aus.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sam.

Mit tief gefurchter Stirn betrachtete sie einen Zeitungsartikel auf dem *Alien*-Kaffeetisch und schoss mit einem Ruck nach vorn.

»Mein Gott«, sagte sie.

»Was ist?«

Sie blickte auf, die Augen groß wie Münzen. »Ich weiß, was es ist.«

Er sah sie fragend an.

»Die Oktoberliste, Sam.« Sie schob ihm die *New York Times* hinüber. Er hob sie auf. »Ich weiß, was es bedeutet!«, fuhr sie fort. »Die Hinweise waren die ganze Zeit da. Ich habe nur den Zusammenhang nicht hergestellt.« Sie senkte die Stimme. »Es ist schlimm, Sam. Was passieren wird, ist wirklich schlimm.«

Doch bevor sie noch etwas sagen konnte, ertönte ein Geräusch aus dem Flur: ein Klicken, gefolgt von den markanten melodischen Tönen der quietschenden Wohnungstür. *O-oh*, hoch-tief. Ein Luftzug.

Gabriela stand rasch auf. Sam Easton drehte sich mit seinem Weinglas in der einen Hand und der Zeitung in der anderen in Richtung Flur um.

»Geht es meiner Tochter gut?«, rief Gabriela. »Bitte sagt es mir. Geht es meiner Tochter gut?«

Ein Mann trat rasch ins Zimmer. Aber es war weder Daniel

Reardon noch Andrew Faraday, die von der Mission zur Rettung ihrer Tochter zurückkehrten.

Joseph trug eine schwarze Jacke, Handschuhe und eine gelb getönte Fliegerbrille. Sein glänzendes goldenes Lockenhaar hing ihm halb über die Ohren.

Er hielt eine Pistole in der Hand, deren Mündung in einem klobigen Schalldämpfer aus gebürstetem Metall endete.

»Nein!«, stieß Gabriela hervor und warf einen Blick zu Sam.

Nachdem Joseph rasch den Raum überflogen hatte, wandte er sich ihnen zu und hob beinahe spielerisch die Waffe.

Kapitel 35

Sonntag, 17.50 Uhr
Vierzig Minuten früher

Das Lagerhaus war noch genauso, wie er es am Freitag verlassen hatte, als er hier gewesen war, um Vorbereitungen zu treffen.

Feuchte Ziegelwände, bedeckt mit abblätternder hellgrüner Farbe, der Geruch von Reinigungsmitteldämpfen und Öl, Pestiziden und Rost, das unfreundliche Neonlicht. Eine der Lampe begann zu flackern, und Joseph stand von dem Tisch auf, an dem er gesessen hatte, holte einen verklebten Wischmopp aus der Ecke und zertrümmerte mit dem Ende des Stiels die störende Röhre. Es gab nichts, was stabil genug gewesen wäre, damit er sich hätte daraufstellen können, um die Neonröhre herauszuschrauben. Scherben fielen herab, Staub auch. Das Geräusch des brechenden Glases war ein Wohlklang für ihn.

Das Gebäude hier ähnelte dem, wo er in der Nacht zuvor seine kleine Operation durchgeführt hatte, dem Lagerhaus in der Nähe des Times Square. Hier in SoHo bestand Nachfrage nach gewerblichem Raum, der sich in Privatwohnungen verwandeln ließ – zu astronomischen Summen natürlich. Dieses spezielle Gebäude hier würde wahrscheinlich nie umgewandelt werden. Es gab keine Fenster. Schlecht für den Verkauf an Anwälte und Broker, die es schick haben wollten. Gut jedoch für Josephs Zwecke. Tatsächlich konnte er noch eine schwache Spur dunkelbrauner Spritzer auf dem Boden erkennen. Vor mehreren Monaten waren diese Verfärbungen leuchtend rot gewesen. Der Mann hatte Joseph schließlich erzählt, was er wissen wollte.

Massive Ziegelwände, die Schreie wirksam schluckten.

Ehe er zu seinem Stuhl zurückkehrte, ging er zu dem Heizkörper und drehte ihn auf. Schimmelig riechende Luft kam aus den Lüftungsschlitzen. Lauwarm. Dennoch behielt er die Handschuhe aus dünnem fleischfarbenem Stoff an. Nicht wegen der Wärme jedoch. Der Zwang der professionellen Gewohnheit. Joseph erinnerte sich an viele Gelegenheiten, bei denen er in sommerlicher Hitze solche Handschuhe getragen hatte.

Er setzte sich wieder auf den Stuhl, über dessen Rückenlehne er seine Lederjacke gehängt hatte. Dann nahm er die Baseballmütze ab und rieb sich die dichten goldenen Löckchen, ehe er in die mitgebrachte Tasche griff und den auffälligen grünen Karton mit Dom Pérignon herausnahm. Schließlich zog er noch zwei Mobiltelefone aus der Tasche – sein eigenes iPhone und das Gerät, das er aus derselben Wohnung mitgenommen hatte, aus der der verpackte Champagner stammte. Sein Handy legte er auf den Tisch. Das andere sah er durch – wobei er wegen der Handschuhe nur leicht unbeholfen scrollen konnte – und registrierte die Telefonnummern und SMS.

Joseph legte das Samsung beiseite, streckte die Beine aus und sah auf die Uhr. Er würde nicht lange warten müssen. Das war gut. Er war angespannt. In solchen Momenten war man immer nervös. Man musste es sein. Er hatte einen Haufen Männer gekannt, die entspannt waren, als sie es besser nicht gewesen wären. Sie waren jetzt tot oder hatten sich sehr, sehr stark zu ihrem Nachteil verändert.

Doch Adrenalin allein brachte einen noch nicht ans Ziel.

Er warf einen Blick zu der Tür auf der Rückseite der Lagerhalle, die mit einem schweren Vorhängeschloss gesichert war. Sie führte zu einer kleinen Abstellkammer. Warmes gelbes Licht strömte unter der Tür hervor. Man hörte die DVD mit der Kinderserie *Dora the Explorer*.

»Hey, Boots! Lass uns mal da rübergehen!«

Joseph sah erneut zu dem Karton mit dem Champagner, der auf einer Seite von Blutflecken verunstaltet wurde. Sechs Punkte in einer Reihe wie ein Teil des Morse-Codes für SOS. Er wusste um das Renommee von Dom Pérignon, auch wenn er noch nie welchen getrunken hatte. Das erinnerte ihn daran, dass er durstig war. Er stand auf und ging, steifbeinig von der Kälte, zu einem Küchenschrank in der Ecke des Lagerhauses, wo er eine Flasche seines Spezialgebräus verstaut hatte. Er schraubte den Drehverschluss ab und trank durstig fast die Hälfte des Inhalts aus. Fühlte ihn tröstlich durch seine Kehle rinnen.

Langsam, ermahnte er sich.

Aber dann kippte er den Rest hinunter.

Er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund und stellte die Flasche auf den Tisch. Er würde sie natürlich mitnehmen, wenn er ging, nachdem er das Glas mit seiner verräterischen DNA blank poliert hatte.

Dann ließ Joseph seine schwere Gestalt wieder auf den Stuhl sinken und zuckte wegen eines heftigen Schmerzes in seiner Hüfte zusammen. Er griff in seine Jackentasche und holte die Neun-Millimeter-Glock hervor, ließ das Magazin herausspringen und ersetzte die beiden Kugeln, die er vor nicht allzu langer Zeit abgefeuert hatte. Er dachte an die Augen des Opfers, die ihn schockiert angesehen hatten – zu betäubt, um sich auch nur zu fürchten. Immer merkwürdig, diese Augenblicke, bevor die Waffe losging. Die Leute verhielten sich auf die verrückteste Weise. Heldenhaft, erbärmlich, sogar gleichgültig. Er hätte ein Buch darüber schreiben können.

Joseph legte die Waffe auf den Tisch und fischte den Schalldämpfer hervor, überprüfte, ob er nicht blockiert war, und

schraubte ihn auf die Mündung. Dann steckte er sich die Waffe in den Hosensack.

Er sah auf seine Uhr. Die Frist lief in zwei Minuten ab. Er fragte sich, ob ...

Ein kräftiges Klopfen ertönte von der vorsintflutlichen Tür.

Ein Blick durch das Guckloch, das er gestern installiert hatte. Daniel Reardon und ein distinguiert aussehender Geschäftsmann. Joseph schlug leicht an den Griff seiner Waffe, um sich genau daran zu erinnern, wo sie an seinem Körper saß. Dann schob er den Türriegel zurück.

Kapitel 34

Sonntag, 16.00 Uhr
Eine Stunde und fünfzig Minuten
früher

Im Wohnzimmer der Wohnung machte Daniel Reardon die Anwesenden miteinander bekannt. »Das ist Gabriela McKenzie.«

»Andrew Faraday«, sagte der ältere der beiden Männer, die eben hereingekommen waren. »Sam Easton«, stellte sich der zweite Mann vor.

Hände wurden geschüttelt. Sam war braun gebrannt, er hatte schütteres Haar, ein zerfurchtes Gesicht und flinke Augen. Andrew, der die Schlüssel zur Wohnung einsteckte, war Mitte sechzig. Dichtes weißes Haar mit schwarzen Strähnen, nach hinten gekämmt und seitlich scharf gescheitelt. Eine Geschäftsmannfrisur. Eine Politikerfrisur. Andrew war schlanker als Sam und Daniel und nicht besonders muskulös. Nicht größer als eins fünfundsiebzig. Doch Gabrielas unmittelbarer Eindruck war, dass er imponierender war als die anderen. Und nicht wegen seines Alters.

Ein geborener Boss ...

»Das sind die Leute, von denen ich dir erzählt habe«, sagte Daniel. »Ich bin ein Klient von ihnen. Seit Jahren.«

Gabriela und Daniel setzten sich auf die jahrzehntealte Couch, die eine kräftigere Version des muffigen Geruchs verströmte, den Gabriela kurz zuvor mit dem Küchentrick zu vertreiben versucht hatte.

Beerdigungen, dachte sie. Beerdigungen ...

Daniel schenkte noch etwas Rotwein ein. Er hob die Flasche

wieder und sah sie fragend an. Sie lehnte ab. Andrew und Sam nahmen beide ein Glas und tranken einen Schluck.

»Daniel hat uns die Situation erklärt«, sagte Andrew. Seine Stimme klang beruhigend, ein Bariton.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll!«, sagte sie mit sich überschlagender Stimme. »Es ist ein Albtraum. Die Frist läuft in zwei Stunden ab! Joseph hat gesagt, ich habe bis sechs Uhr Zeit und keine Verlängerung diesmal. Danach ...« Sie holte Luft, atmete lautstark aus.

Die Männer wirkten verunsichert durch diese hysterische Regung, als wüssten sie nicht, wie sie sie beruhigen sollten. »Nun ja«, sagte Andrew Faraday schließlich, »wir haben da ein paar Ideen.«

Sam unterwarf sich Andrew allein durch seine Blicke. Er war zweit- oder drittrangig in der Hierarchie, das sah Gabriela sofort. Sie schätzte ihn als zuverlässig und loyal ein.

Daniel rutschte auf der Couch näher an Gabriela heran, und sie fühlte die Wärme seines Oberschenkels an ihrem. Er fasste sie mit seinen langen Fingern kurz am Arm. Und sie spürte die Kraft, die sie schon zuvor bemerkt hatte.

»Darf ich Sie Gabriela nennen?« Die Frage kam von Andrew. Er wirkte wie jemand, der um Erlaubnis fragte. Korrekt, alte Schule.

»Ja, natürlich.« Sie glättete ein paar abstehende Haare, dann zwang sie ihre geschäftigen Hände zur Ruhe.

»Nur damit ich alles richtig verstehe«, fuhr Andrew fort. »Zuerst die Fakten. Dieser Mann, der Ihre Tochter entführt hat – sein Name ist Joseph, richtig?«

»Ja.«

»Und er will das Dokument, von dem mir Daniel erzählt hat. Die Oktoberliste?«

Sie nickte.

Andrew musterte ihre hohlen Augen. »Und Daniel sagte, Sie wüssten nicht, was die Liste bedeutet.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Namen und Adressen. Vielleicht Kriminelle. Alles, was wir wirklich wissen, ist, dass Leute bereit sind, dafür zu töten.«

»Und keine Ahnung, worauf sich das ›Oktober‹ bezieht?«, fragte Andrew.

Gabriela sah zu Daniel. »Es könnte etwas sein, was früher in einem Oktober passiert ist, ein Treffen, ein Ereignis«, sagte er und fügte in düsterem Ton an: »Oder es ist etwas, was erst geschehen wird – nächsten Monat. Nach allem, was wir gehört haben, könnte es ziemlich übel sein. Andererseits ist es vielleicht nichts weiter als ein Name. Ein Unternehmen, vielleicht sogar eine Person. Oder ein Code vielleicht. Nummer zehn – der zehnte Monat.«

»Daniel hat sogar in Richtung Anagramme überlegt«, sagte Gabriela. »Aber ohne Zusammenhang hilft uns das nichts.«

Andrew nickte nachdenklich. Er lehnte sich zurück und fuhr sich nur mit dem Zeigefinger durchs Haar. Gabriela besah sich nun die Kleidung der Neuankömmlinge. Beide Männer trugen Anzüge – Andrews dunkelblau, Sams schwarz, beide konservativ und irrsinnig teuer. Anzughemden, blau bzw. weiß. Keine Krawatten. Schuhe von Bruno Magli oder Ferragamo. Kleidung und Accessoires waren, wie Gabrielas Boss sagen würde, »große Klasse«.

»Ich weiß, ich sollte die Liste abliefern«, sagte sie den Männern.

»Abliefern?«

»Ich würde es tun, wenn ich den Mut dazu hätte. Ich würde sie der Polizei oder dem FBI geben. Sie würden wissen, was sie

zu bedeuten hat. Das wäre moralisch das einzig Richtige. Aber ich kann es einfach nicht. Die Liste ist mein einziges Faustpfand, um Sarah zu retten.« Die Stimme stockte ihr. »Ich fühle mich schrecklich, aber ich muss sie Joseph geben. Ich habe keine andere Wahl.«

»Du hast diesen Schlamassel nicht angerichtet«, sagte Daniel mit Bestimmtheit. »Das war Charles Prescott.«

»Charles Prescott. Das ist Ihr Boss, richtig?«, fragte Andrew.

»Mein früherer Boss, muss ich jetzt wohl sagen«, murmelte Gabriela. Dann atmete sie heftig ein und hustete. »Sarah.« Sie schloss für einen Moment die Augen. »Ich kann mir nicht vorstellen, was sie durchmacht.«

»Das ist ein schöner Name«, sagte Sam, seine ersten Worte seit ihrer Begrüßung. Irgendetwas an ihm kam ihr bekannt vor – an seinem straffen, muskulösen Körperbau, der lässigen Haltung, in der er dastand, seinen ruhigen Augen. Dann erkannte sie zu ihrem Schreck – ja, der Professor! Der ihr allerdings nicht aus dem Leben vertraut war, sondern von dem Anblick in dem Bestattungsinstitut, wo er in dem mit Seide ausgefüllten Sarg gelegen und sie ihn – wie jetzt auch – durch eine Linse aus Tränen betrachtet hatte.

»Ja, wirklich ein schöner Name«, sagte Andrew. »Jetzt aber: Daniel hat mir erzählt, dass Joseph nicht nur die Liste will, sondern auch Geld?«

Gabriela wischte sich über die tränennassen Augen. »Das stimmt. Eine Gebühr, die er an Charles bezahlt hat.« Sie atmete tief ein. »Eine halbe Million. Aber so viel Geld habe ich nicht, selbst wenn ich eine Hypothek auf meine Eigentumswohnung aufnehmen würde. Ich ...« Sie verstummte.

Daniel richtete seine blauen Augen beruhigend auf sie. »Das geht schon in Ordnung, Mac.« Der Spitzname war ebenfalls

tröstlich. Knie war an Knie gepresst, Oberschenkel an Oberschenkel, er drückte ihr wieder den Arm. Dann zog sich seine Hand zurück, sein Bein nicht. Sie fühlte die Kraft und Wärme ausdauernd trainierter Muskeln.

»Joseph will also die Liste und er will Geld«, überlegte Andrew. Sein erlauchtetes Gesicht nahm einen gezierten Ausdruck an. »Aber überlegen Sie mal: Er geht ein gewaltiges Risiko ein, Gefängnis für den Rest seines Lebens oder von einem Geiselnbefreiungsteam erschossen zu werden. Das verrät uns, dass hier mehr am Werk ist als nur Gier.«

»Ach so?«

Daniel kam zu Hilfe. »Joseph ist verzweifelt. Er mag selbstbewusst wirken. Aber er hat Angst. Ich vermute, er schuldet jemandem Geld. Oder er muss eine andere Schuld abarbeiten. Eine beträchtliche Schuld. Jemand hat ihn massiv in der Hand – damit er etwas abzahlt. Oder vielleicht die Liste abliefert.«

»Und das ist gut«, sagte Andrew.

»Gut?«, fragte Gabriela.

»Es ist immer besser, mit verzweifelten Leuten zu verhandeln«, erklärte Daniel.

»Er hat sich nicht benommen, als wäre er verzweifelt«, sagte Gabriela. »Mir kam er verdammt zuversichtlich vor.«

»Sie haben die Liste?«, fragte Andrew.

»Wir haben sie nicht dabei. Aber sie ist in Sicherheit. Frank, ein Freund von mir, bewahrt sie in seiner Wohnung auf.«

»Und Sie trauen Frank?«, fragte Sam.

»Er ist ein wenig sonderbar, aber, doch ja, er ist zuverlässig ... wenn es um mich geht.« Sie mied Daniels Blick. »Aber ich weiß, ehrlich gesagt, nicht, worauf das hier hinauslaufen soll. Sie sprachen von ›verhandeln‹. Ich will ihm einfach nur geben, was er verlangt, und meine Tochter zurückbekommen. Das ist alles.«

»Nun ja, Gabriela«, sagte Andrew nach einem Moment. »Ich fürchte, so einfach ist das nicht.«

»Warum nicht?«

»Hat Daniel Ihnen erzählt, was Sam und ich machen?«

»Nein.«

»Ich habe ein Versicherungsunternehmen. Unsere Spezialität ist die Ausstellung von hochriskanten Policen. Wenn Sie eine Fabrik in einem bekannten Krisengebiet, sagen wir einem Land, das sich im Übergang befindet wie Libyen oder Myanmar, bauen wollen, versichern wir Ihre wichtigsten Angestellten und die Gebäude. Einer unser profitabelsten Zweige ist die Abdeckung von Entführungen. Wenn ein Geschäftsmann in einem fremden Land entführt wird, gehen sein Unternehmen oder seine Angehörigen manchmal zur Polizei. Aber manchmal – wenn sie es nicht können oder wenn es zu riskant ist, die örtlichen Behörden mit einzubeziehen – stützen sie sich auf Unternehmen wie meines, um eine Freilassung aushandeln und das Lösegeld bezahlen zu lassen. Und genau das werde ich mit Joseph tun. Sicherstellen, dass er bekommt, was er will, aber unter Bedingungen, die garantieren, dass Sarah unversehrt freikommt.«

»Das ... das würden Sie tun?«

Andrew lächelte. »Das ist keine große Sache für mich. Und so merkwürdig es klingt, es ist im Grunde genau wie jede andere Transaktion. Kidnapping, ein Bankdarlehen, eine Akquisition oder ein Joint Venture – die Unterschiede sind nicht sehr groß, wenn es darum geht, das Geschäft zum Abschluss zu bringen. Man zahlt immer in Raten. Nie etwas im Voraus. Würden Sie Joseph sofort geben, was er will, hätte er keinen Anreiz ... irgendwen am Leben zu lassen.«

»Ich habe die Oktoberliste«, sagte Gabriela. »Aber nicht das Geld.«

»O doch, du hast das Geld, Mac«, sagte Daniel.

Gabriela runzelte die Stirn.

»Daniel stellt das Lösegeld zur Verfügung und bezahlt unser Honorar«, erklärte Andrew.

»Was?« Sie fuhr zu ihm herum.

Er nickte.

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Du kannst es dir nicht leisten, es nicht anzunehmen«, sagte Daniel ernst. »Nicht zu diesem Zeitpunkt. Es gibt jetzt keine andere Möglichkeit mehr. Wir werden den verborgenen Schatz deines Bosses nicht mehr rechtzeitig finden.«

»Aber ...« Sie verstummte. Dann drehte sie sich herum und vergrub schluchzend das Gesicht an seinem Hals. Er packte sie mit harter Hand. Selbst als sie zusammenzuckte und keuchte, ließ er sie nicht los, sondern umklammerte sie sogar noch kräftiger und atmete schwer an ihrem Haar.

Andrew rührte sich und sah auf die Uhr. »Es ist Viertel vor fünf. Wir haben noch eine Stunde und fünfzehn Minuten. Was hatten Sie für die Übergabe des Geldes und der Liste vereinbart?«

»Ich würde ihn anrufen, wenn ich das Geld habe.«

»Okay. Ich möchte, dass Sie Folgendes tun. Sie rufen ihn an und sagen ihm, dass Sie alles haben, was er will. Aber Sie werden ihn nicht treffen. Ein Freund wird Ihnen diesbezüglich helfen.«

»Du kannst ihm erzählen, es ist der Mann, den er gestern kennengelernt hat«, sagte Daniel. »Dann wird er nicht glauben, es ist ein Polizist. Nenn ihm meinen Namen. Er wird mich überprüft haben und wissen, dass ich keine Gefahr darstelle.«

»Nein«, widersprach Gabriela energisch. »Es ist meine Tochter, die entführt wurde. Ich mache es.«

»Andrew und ich werden gehen. Andrew, weil er mit so etwas

sein Geld verdient. Und ich, weil Joseph weiß, wer ich bin und dass ich mit dir in Verbindung stehe.«

»Es ist zu gefährlich. Ich kann euch nicht bitten, das zu tun!«

»Es ist nicht so gefährlich, wie es aussieht«, sagte Andrew leise. »Wir haben etwas in der Hand. Sie sind im Besitz der Liste, hinter der er so verzweifelt her ist, und wir haben das Geld, das er will.«

»Und wir haben das«, fügte Daniel an. Sein Blick ging zu der Drogerietüte in der Ecke des Zimmers. Klein, aber unmöglich zu übersehen. Die dunklen Flecken waren unverkennbar. »Die wird Beweismaterial enthalten, das sich zu ihm zurückverfolgen lässt. Er weiß das.«

»O ja«, fuhr Andrew fort, »wir haben etwas in der Hand. Nicht viel, aber ich denke, es wird reichen. Also, wir werden Joseph um sechs treffen. Und was das Geld angeht ... Wir werden ihm einen Teil von dem geben, was er haben will, als Zeichen des guten Willens. Und einen Teil der Liste – als Beweis, dass wir sie haben. Und wir werden darauf bestehen, Ihre Tochter zu sehen. Kein Video, keine Aufzeichnung. Sarah persönlich.« Er lächelte. »Dann werden wir die Übergabe für morgen an einem öffentlichen Ort vereinbaren – die vollständige Oktoberliste, den Rest des Geldes und das Beweismaterial.« Er hob die Hände mit den Handflächen nach oben. »Gegen Ihre Tochter.«

Gabriela nickte bedächtig.

»Könntest du deinen Freund Frank anrufen und dir ein paar Namen auf der Liste geben lassen? Oder erinnerst du dich noch an die, die du gesehen hast?«

»Ich erinnere mich an sie. Nicht an die genauen Adressen, aber an die Städte, in denen die Leute wohnen.« Sie schrieb die Angaben auf und reichte Daniel den Zettel, der ihn las und dann einsteckte.

